

Jesper Stein

BEDRÄNGNIS

THRILLER

*Aus dem Dänischen
von Patrick Zöller*

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2018

Titel der Originalausgabe: Akrash

© JP/Politikens Hus København 2014

All rights reserved

Aus dem Dänischen von Patrick Zöller

© 2016, 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka

Umschlagmotiv: © shutterstock / Weerachai Khamfu

Gesetzt aus der Minion Pro und der Futura

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN: 978-3-462-05180-3

APRIL 2009

Prolog

Jens Jessen wusste es. Von dem Moment an, in dem Göran Eklund ihn beiseitenahm und fragte, ob sie nicht ein wenig frische Luft schnappen wollten. Das Gefühl der bevorstehenden Katastrophe schob sich wie eine Klaue zwischen Gesichtshaut und Wangenknochen an eine undefinierbare Stelle südlich des Auges. Von dort breiteten sich die Spasmen aus und überzogen sein ganzes Gesicht, bis es ganz und gar außer Kontrolle geriet.

Göran hatte ihn während der Konferenz der skandinavischen Polizeichefs über die Ausweitung der Zusammenarbeit im Kampf gegen das organisierte Verbrechen angesprochen, nach dem Mittagessen, und jetzt standen sie am Kai beim Nordatlantens Brygge. Er kannte Göran Eklund seit zwölf Jahren. Beide hatten die Karriere des anderen verfolgt, und sie hatten ein paarmal kooperiert, als Jens noch Chef des dänischen Geheimdienstes PET gewesen war. Inzwischen war Göran stellvertretender Chef des SÄPO, des

schwedischen Nachrichtendienstes, und da Jens auf den Sessel des Vizepolizeichfs gewechselt war, hatte sich der Austausch von Informationen in den letzten Jahren in Grenzen gehalten.

»Erinnerst du dich noch an Dmitrij, den Kontaktmann der russischen Mafia bei uns?«, fragte der Schwede, während sie zum Nyhavn hinübersahen.

Pling! Die Zuckungen setzten wieder ein, und er wandte das Gesicht ab und betrachtete den Hafen durch einen Schleier aus Spasmen. Die Börse mit ihrem Dachreiter aus vier ineinander verschlungenen Drachenschwänzen, Lejerbos Backsteinmonolith und Christiansborgs giftgrünes Dach hüpften wie Modellhäuschen in einem Blitzkrieg auf und ab.

Ja, Jens erinnerte sich noch gut an den Skandal. Die schwedische Polizei hatte Dmitrij dingfest gemacht und seine Frau und die Kinder aus der Schusslinie genommen, bevor seine russischen Mafiafreunde sie in die Finger bekamen. Er wurde wegen Mordes, Raub und Drogenhandel angeklagt. Und er sang – unter der Bedingung, dass seine Familie eine neue Identität in einem anderen Land bekam. Und sein Lied war hässlich: Kontakte zu SÄPO-Mitarbeitern, Anwälten und drei Beamten im Justizministerium kamen ans Licht.

»Ja, da ist euch ein ganz schön dicker Fisch ins Netz gegangen. Und einige deiner Kollegen hätten ihn wohl am liebsten wieder laufen lassen, als der Skandal erst einmal ins Rollen gekommen ist, oder nicht?«

»Teufel, ja, wir haben gründlich durchgewischt. Mir hat das nichts ausgemacht, ich hatte nichts zu befürchten.« Er sagte es etwas zu hektisch, als dass Jens es ihm geglaubt hätte, also setzte er sein Pokerface auf und bohrte das Messer noch tiefer in die Wunde, während er verzweifelt versuchte dahinterzukommen, welche Relevanz ein abtrünniger russischer Mafiaboss in Schweden für einen dänischen Vizepolizeichf hatte.

»Habt ihr jemals herausgefunden, wer ihn zum Schweigen gebracht hat?«

Dmitrij war eines Morgens erhängt in seiner Hochsicherheitszelle aufgefunden worden.

»Nein, und das werden wir auch nicht herausfinden. Aber er hat damit gerechnet, dass man ihn umbringen würde. Jedenfalls hat er das zu mir gesagt. Er war nur daran interessiert, seine Familie in Sicherheit zu bringen.«

Jens Jessen überlegte, ob er imstande wäre, dieselbe Entscheidung zu treffen. Würde er sterben, um Cecilie, ihre siebenjährige Tochter Emma und ihren gemeinsamen neugeborenen Sohn Anton zu retten? Gott bewahre, dass er jemals vor die Entscheidung gestellt würde.

»Warum erzählst du mir von Dmitrij?«, fragte er in neutralem Tonfall.

»Das Bedauerliche war ja, dass er ausgeschaltet wurde, bevor wir mit ihm fertig waren. Er hätte uns noch einiges mehr sagen können. Es gab Dinge, denen wir nicht mehr auf den Grund gehen konnten.«

»Zum Beispiel?«, fragte Jens, obwohl er es schon ahnte.

»Zum Beispiel die Rolle, die Dänemark dabei gespielt hat.«

»Die da wäre?«

»Laut Dmitrij ist die Bratva in Dänemark genauso stark, wie sie es in Schweden war. Sie hat kein so großes und verzweigtes Netzwerk, aber sie hat einen Anführer, bekannt als Tolstoj, das bedeutet ›der Dicke‹. Dmitrij ist ihm nie begegnet, aber er spielt eine andere Rolle als die Kontaktleute der Russenmafia in anderen Ländern. Er ist sein eigener Boss, und er macht Geschäfte auf eigene Rechnung, und zwar im großen Stil.«

Jens atmete erleichtert aus. Keine Gefahr.

»Das ist nicht neu. Die Gerüchte über den Dicken geistern seit Jahren herum.«

»Ja.« Görän drehte sich um und sah Jens in die Augen. »Neu ist aber, dass er einen Kontakt bei der Polizei hat, oder?«

Dieses Mal gelang es ihm nicht, die Spasmen in seinem Gesicht vor Görän zu verbergen.

»Was soll das heißen, Görän?«

»Das, was ich sage. Weit oben, das waren seine Worte. Der Dicke hat einen Polizisten auf seiner Gehaltsliste, und zwar keinen, der im Tivoli Streife läuft. Es geht um einen Mann, der Zugang zu Infor-

mationen über Einsätze gegen den Drogenhandel hat. Und er soll dabei geholfen haben, Aktionen gegen einen eurer Drogenbosse zu sabotieren.«

»Das hat Dmitrij gesagt?«

»Er hat den Namen des Drogenbosses nicht genannt, aber es soll ein Mann sein, dessen Lieferungen mithilfe des Polizeikontaktes ins Land geschmuggelt wurden. Lieferungen, hinter denen der Dicke steht.«

Dmitrij hatte vor einem Jahr das Zeitliche gesegnet.

»Seit wann weißt du davon?«

»Seit er es mir erzählt hat.«

»Und warum kommst du damit erst jetzt?«

»Du bist nicht der Erste, den ich deswegen kontaktiere.«

»Was?«

Er bekam seine Gesichtszüge unter Kontrolle, aber nur so lange, bis er den Namen des Mannes hörte, dem Göran Eklund seine Informationen gegeben hatte.

Simon Scavenius, sein Nachfolger beim PET, wegen seiner Stiefel und seiner hemdsärmeligen Straßenjungenfason intern nur ›der Cowboy‹ genannt, sein größter Konkurrent. Vor zwei Jahren war Simon Scavenius als Leiter des dänischen Europol-Koordinationsbüros nach Den Haag gewechselt, und Jens hatte geglaubt, er sei ihn ein für alle Mal los. Aber es kam so, wie es immer gekommen war, seit sie sich vor fünfzehn Jahren zum ersten Mal im Ministerium begegnet waren, wo sie beide als Regierungsräte angefangen hatten. Damals war Scavenius über die Flure geritten, die Satteltaschen gleichermaßen prallvoll mit Anfängerglück, Selbstbewusstsein und Charme. Er hatte alle im Sturm erobert, einem Sturm, demgegenüber sich Jens' Erfolge wie Fingerübungen eines Azubis ausnahmen. Jedes Mal, wenn er sich lächelnd in seinem Stuhl zurückgelehnt hatte, wohlwissend, dass er beim Minister oder beim Staatssekretär gepunktet hatte, jedes Mal, wenn er sich nur eine Sekunde auf seinen Lorbeeren ausgeruht hatte, war eine studentische Hilfskraft zur Tür hereingestürmt und hatte gesagt: »Haben Sie schon gehört, dass Simon ...?« Und so waren der Sekretärsposten einer prestigeträch-

tigen Arbeitsgruppe, der Besuch mit dem Minister bei der CIA und der Job des Persönlichen Referenten des Ministers an den Cowboy gegangen. Und Jens war erst hinzugezogen worden, nachdem Scavenius weitergeritten war. Als er dann vor eineinhalb Jahren den Chefsessel beim PET geräumt hatte, war Scavenius natürlich sofort aus Den Haag zurückgekommen, hatte seinen Posten und drei zusätzliche Dezernate übernommen und damit doppelt so viele Mitarbeiter unter seinem breiten Zahnpastalächeln wie Jens zuvor.

Er hasste ihn, wie er noch nie jemanden gehasst hatte.

»Und was hat er gesagt?«

»Dass er die Sache untersuchen wird.«

»Und das ist alles?«

»Tja, es ist ja eure Angelegenheit, nicht wahr? Ich mische mich nicht ein.«

»Ihr seid so furchtbar korrekt, ihr Schweden.«

»Sogar so korrekt, dass ich es jetzt dir sage, weil ich meine Zweifel habe, dass ich vor einem halben Jahr zu dem Richtigen gegangen bin.«

»Ja, ja, natürlich.« Er dachte nach. »Das Ganze ist, gelinde gesagt, eine unangenehme Situation.«

»Ja.«

»Ja, und ansonsten weiß niemand etwas?«

»Nein.«

Er hatte eine Woche lang darüber nachgedacht. Dann war er mit den Informationen über das Leck zum Staatssekretär gegangen.

»Wenn Scavenius darüber Bescheid weiß, müssen wir davon ausgehen, dass er die Sache auch in die Hand nimmt«, hatte die Schlussfolgerung gelautet. Und doch auch wieder nicht. Sie waren übereingekommen, dass Jens die Angelegenheit untersuchen sollte, oder besser gesagt war der Staatssekretär mit sich übereingekommen. Sie vereinbarten, Jens solle aktiv werden und andere erst einbeziehen, sobald sich etwas Konkretes ergab. Eine Carte blanche seitens des Staatssekretärs, der ihm damit freie Hand ließ. Triumph oder Fiasko. Volles Risiko. So hatte er es am liebsten.

Die nächsten Monate verbrachte er damit, Informationen zu sammeln. Über einen Beamten bei der dänischen Polizei besorgte er sich unter dem Vorwand, den Personaleinsatz bei groß angelegten Ermittlungen im Drogenmilieu prüfen zu wollen, sämtliche Akten der relevanten Fälle. Er ging sie durch und legte Listen an. Zuerst zu den Fällen, in denen ihnen große Lieferungen harter Drogen oder auch Haschisch durch die Lappen gegangen oder sie trotz intensiver Ermittlungen aus dem Blickfeld der Polizei verschwunden waren. Es waren Fälle, in die sowohl das Drogendezernat der Polizei Dänemark als auch die Abteilung für organisierte Kriminalität des PET involviert waren. Landesweit ging es um insgesamt vierzehn Operationen in den letzten fünf Jahren. Ermittlungen, die im Sande verlaufen waren, sichere Tipps, die sich als Irrläufer entpuppt hatten, Aktionen, bei denen sie an der Nase herumgeführt worden waren, dass es zum Himmel stank. Er konnte nicht genau feststellen, wie viele der Fehlschläge auf ein Leck zurückzuführen waren, doch gab es drei markante Fälle, die hervorstachen, und einen, der zumindest infrage kam: zwei aus Kopenhagen, einer aus Aalborg und dann eine zwei Jahre alte Sache, die es immerhin vor Gericht geschafft hatte. Dabei waren eine größere Menge Drogen und ein Drahtzieher aus Nørrebro im Spiel gewesen.

Dann sah er sich die Namen der ermittelnden Beamten und ihrer Vorgesetzten an. Neue Listen. Viele Namen. Rosenkvist, Corneliusen, der Cowboy, Henriette Nielsen, Kristian Kettler, John Darling, Axel Steen und siebenundzwanzig andere, allesamt Kommissare oder darüber – sogar sein eigener Name kam mit auf das Papier.

Er ging sie durch, einen nach dem anderen. Dem Cowboy traute er alles zu. Kettler war die Bulldogge des Cowboys, der Mann fürs Grobe im Feldzug gegen die organisierte Kriminalität, der zu der Zeit, als Jens Chef des PET gewesen war, ein Team mit Henriette gebildet hatte. Sie verfügte über einen weitaus schärferen Verstand als Kettler, war clever, schnell und ehrgeizig, aber der Cowboy hatte sie aufs Abstellgleis manövriert. Dann war da der Chef des Morddezernats Kopenhagen, John Darling, den er selbst auf diesen Posten berufen hatte. Mister Clean, mit einer so weißen Weste, dass es bei-

nahe schon wieder verdächtig war, ein Paragrafenreiter, der keinerlei Abkürzungen und Umwege duldete, ging es um Einhaltung der Dienstvorschriften – es sei denn, sein früherer Partner Axel Steen nahm sie, der einmal Kopenhagens bester Mordermittler gewesen war. In letzter Zeit war es mit ihm bergab gegangen, er hatte das Gespür verloren. Zu viele Drogen und Blackouts. Cecilies Exmann, der Vater seines Stiefkinds. Der Mann, der ihm vor knapp einem Jahr das Leben gerettet hatte, der aber wiederholt in Gesellschaft von Moussa, Nørrebros Gangsterboss, gesehen worden war. Der wiederum war nach Einschätzung des Drogendezernats einer der Hauptabnehmer, was die Lieferungen der russischen Mafia nach Dänemark anging.

Einer von ihnen musste es sein. Es war kaum zu glauben, aber es musste so sein. Es gab zu viele Fehlschläge, alles war viel zu klar. Jeder für sich genommen konnte noch als Zufall angesehen werden, aber betrachtete man alle zusammen, erschienen die Kriminellen als außerordentlich clever und die Polizei als ein Haufen Amateure. Und Letzteres traf nicht zu, das wusste er. Allein die fünf Namen: Keiner von ihnen war ein Amateur, im Gegenteil, sie waren allesamt extrem professionell. Aber einer von ihnen sang für Geld. Er hatte sich ihre Bank- und Steuerdaten kommen lassen und war sie durchgegangen, aber es gab keine Auffälligkeiten. Das hatte nichts zu bedeuten. Das Geld konnte wer weiß wo sein, es war noch nicht einmal sicher, dass es um Geld ging. Die Lösung lag irgendwo da draußen, im Nebel, und er musste zugeben, dass die Möglichkeit, das Ganze dem Cowboy anhängen zu können, der auf die Warnung nicht reagiert hatte oder, noch besser, vielleicht selbst das Leck war, seiner Vorfreude eine ganz neue Dimension verlieh.

Aber er hatte ein Problem. Er brauchte eine groß angelegte Ermittlungsaktion, um das Spiel eröffnen zu können. Und er brauchte die Unterstützung von einem oder mehreren der fünf, um den faulen Apfel in ihrem Korb zu finden. Er öffnete seinen Bürotresor und legte einen Stick mit fünf verschlüsselten Dateien darauf hinein. Dann wartete er.

ERSTER TEIL

**Die Stadt der Tauben,
der Möwen
und der Ratten**

SEPTEMBER 2009

1

Freitag

Es vergingen vierundzwanzig Stunden, bevor Axel Steen merkte, dass etwas nicht stimmte. Dass sie nicht bei ihm war, weil sie in sein betörendes Wesen, seine Junkieseele oder seinen großartigen Schwanz verliebt war.

Sie war auf ihn angesetzt worden.

Er wusste nicht, von wem oder warum, aber er war sicher. Und es war ihm egal. Er genoss das Zusammensein mit ihr. Kokain, Haschisch, Drinks, Restaurants und Takeaways, Barbesuche, lange, gierige Zungenküsse und Sex, jede Menge Sex. Er brauchte etwas Unkompliziertes, bei dem er sich nicht selbst von außen betrachtete, bei dem er Teil der Handlung war, anstatt ein Zuschauer zu sein, der wusste, dass alles bald vorbei sein würde. Vielleicht lag es an seinem

benebelten Zustand, dass er das Zusammensein mit ihr so erlebte. An dem Trip. Oder besser gesagt: den Trips, denn sie warfen alles Mögliche ein. Aber es war ihm egal.

Er war ihr am Freitagabend im Drone begegnet, einer schwarz getünchten Säuerhöhle in der Nørrebrogade, wo die Preise der Drinks erfreulich niedrig und die Gäste erschreckend jung waren.

Am Morgen hatte er seine siebenjährige Tochter Emma in die Schule gebracht und sich von ihr verabschiedet, wohl wissend, dass zwölf Tage vergehen würden, bis er sie wiedersah. Er würde es niemals irgendjemandem gegenüber eingestehen, aber er war erleichtert. Es war, als habe er frei bekommen. Wenn sie bei ihm war, versuchte er nicht zu kiffen, und es klappte – so einigermassen. Einen Abend jedenfalls war er clean geblieben, hatte ihn nur mit Wein und Bier verdünnt, nachdem sie eingeschlafen war.

Er war niemandes Vater. Er war Axel Steen auf direktem Kurs in die Katastrophe, zum absoluten Tiefpunkt seines Daseins.

Er feierte seine Freiheit mit einem Besuch bei den Dealern im Nørrebrøpark, kaufte drei Gramm und einen Joint. Dann machte er einen Abstecher zum Friedhof. Er betrat das Gelände durch das Tor an der Jægersbrogade, wo jemand ›Scheiß Bullenschweine‹ auf die 270 Jahre alte Mauer geschrieben hatte – ein Gruß an ihn und seine Kollegen –, folgte dem grünen Schacht der Lindenallee vorbei an den Gräbern der Nonnen bis zu der gigantischen Trauerweide mit ihrer kuppelförmigen Krone. Bei Kløvedals Grab setzte er sich auf die Granitbank und zündete den Joint an. Nieselregen setzte ein. Zuerst konnte er ihn nur hören, ein tausendstimmiges Flüstern zwischen Blättern und Ästen, ein paar Augenblicke später spürte er den kühlen Film auf seiner Haut. Er suchte Schutz unter der Kuppel des großen Baumes, rauchte zu Ende und genoss die Ruhe, die seine Nervenbahnen wie eine Flüssigkeit durchströmte. Eine Weile blieb er an den Stamm der alten Weide gelehnt stehen, dem auch über Jahrzehnte eingeritzte Liebeserklärungen nichts hatten anhaben können. Er summt vor sich hin und schmolz auf seinen Nukleus zusammen. Schließlich raffte er sich auf und stolperte zurück zum Gehweg. Blind für seine Umgebung und nur auf sich selbst fixiert

taumelte er durch das Viertel. Orientierungssinn und Bewusstsein kehrten erst zurück, als er vor dem Stefanshus stand. Er ging hinein, bestellte eine Tasse Kaffee und nahm sie mit nach draußen.

Der Himmel war grau, aber es war nicht kalt, jedenfalls nicht für September. Er rauchte und sah die Straße hinunter, die sich im Laufe der Jahre, die er im Viertel wohnte, radikal verändert hatte. Das Schlammloch, in dem sich Eltern schon vormittags auf ein paar Starkbier am Spielplatz trafen und mit schimmlichen Gummibällen auf einen Kötter warfen, den sie Satan nannten, hatte sich in ein ökologisch wertvolles Vorzeigewohngebiet mit blühender Zukunft verwandelt: Heutzutage war es voller Christiania-Bikes, Weinbars, Michelinrestaurants und junger Paare, die Chorizo und Merguez auf tragbaren Webergrills braten und mit Quinoasalat und aus steingemahlenem Ölandmehl gebackenes Weizenbrot verzehrten, während ihre Kinder um sie herum spielten. Das Stefanshus war Opfer derselben Entwicklung geworden: Früher eine leidlich besuchte Billardkneipe mit staubigem Licht, noch staubigeren Barkeepern und einer Kundschaft aus Kleinkriminellen, Studenten, Stammsäufern und einer so überschaubaren Anzahl an Frauen, dass sie sofort auffielen, war es heute ein Bistro proppenvoll mit jungen Menschen beiderlei Geschlechts.

Als es zu regnen begann und schwere Tropfen auf seinen Tisch prasselten, ging er wieder hinein, setzte sich an den Tresen und bestellte ein Bier vom Fass. Er sah sich um. Junge Männer mit Kopfbedeckung, auf dem Sofa beim Fenster ein Mädchen, das wie er vor dem Regen geflohen war. Sie trug einen gelblichen Kunstpelz, Militärstiefel und eine schwarze Strumpfhose, hatte die Beine übereinandergeschlagen und las. Ihre Haut war blass, sie hatte kleine dunkle Sommersprossen und eine schwarze Pagenfrisur und dazu neugierige dunkelbraune Augen, die von dem Buch in ihren Händen tief beeindruckt schienen. Sie schien völlig in den Text vertieft zu sein und war sich augenscheinlich nicht bewusst, wie fasziniert Axel von ihr war. Der Pelz ließ sie üppig wirken. Sie trug ihn offen, und darunter spannte sich ein T-Shirt mit breiten schwarzen und weißen Streifen über ihren Busen. Sie hatte etwas Elegantes an

sich und wirkte fehl am Platz unter den jungen Männern mit ihren lässigen Hängeärschen in den Jeans, den sorgfältig getrimmten Ziegenbärtchen, ihren Hüten aus buntem Leinen und den hässlichen Strickmützen, die ihn an die erinnerten, die ihm die älteren Jungen auf dem Schulhof immer vom Kopf gerissen und in irgendeine Pfütze geworfen hatten, damals in den Siebzigern. Sie war fehl am Platz, allerdings nicht so sehr wie Axel, der sich wie ein Fossil vorkam.

Er trank sein Bier aus und bestellte ein neues, nahm die Zeitungen, die rechts von ihm auf dem Tresen lagen, und blätterte sie planlos durch. Er überflog die Artikel zu einem Fall, in dem er und einige Kollegen ermittelt hatten, und wurde daran erinnert, dass man ihn wahrscheinlich dazu verdonnern würde, im Laufe der nächsten Woche der Anklage zu assistieren. ›Spektakulär‹ war das Wort, das in den Beiträgen immer wieder fiel. Ein dreifacher Mord, ohne Opfer. Der Anführer der Blågård-Platz-Gang, Moussa, war angeklagt, drei Morde an Rivalen im Kopenhagener Banden- und Drogenmilieu in Auftrag gegeben zu haben. Kronzeuge war ein Serbe namens Milo, ein früherer Freund Moussas, der in Belgrad im Gefängnis saß. Dem PET gegenüber, der sich zu Axels Unmut in die Sache eingemischt hatte, hatte er ausgesagt, Moussa habe ihn beauftragt, Kontakt zu einem serbischen Berufskiller herzustellen, der die drei Konkurrenten ausschalten sollte. Milos Aussage war das schwerste Geschütz, das sie gegen den Gangsterboss auffahren konnten. Der angebliche Berufskiller war von der serbischen Polizei verhört worden, bestritt aber, etwas mit der Sache zu tun zu haben oder überhaupt davon zu wissen, und es war weder dem PET noch dem Verbindungsoffizier der dänischen Polizei am Balkan möglich gewesen, den Mann selbst zu vernehmen. Axel kannte Milo aus dem Nørrebro-Milieu, wo er eine Bar betrieben hatte, die von Einwandererbanden und ihren Kontaktleuten in der Rockerszene frequentiert wurde. Er war ein beschränkter, geschwätziger und halb schizophrener Typ, der mal eine einigermaßen große Nummer im Milieu gewesen, inzwischen aber ziemlich tief gefallen war. Schätzte Axel ihn richtig ein, würde Milo aus Angst vor Moussa seine Zeugenaussage mit 180 km/h wider-

rufen, sobald er seinen Fuß in einen dänischen Gerichtssaal setzte, und seinen alten Freund von jedem Verdacht reinwaschen, aber davon wollten die PET-Leute nichts hören. Seit Jahren versuchten sie, Moussa und seine Organisation auszuhebeln, irgendwie mussten sie schließlich den enormen Ressourcenverbrauch rechtfertigen. Der PET verfügte über Informationen, zu denen nicht einmal Axel Zugang hatte, und das hatte sein Engagement in dieser Sache auf ein Minimum schrumpfen lassen. Er hasste Versteckspiele und Geheimniskrämereien, er war Mordermittler – und niemand war tot. Dass Moussa die drei Morde in Auftrag gegeben hatte, bezweifelte er keine Sekunde. Angeblich war der Deal geplatzt, weil man sich nicht auf einen Preis hatte einigen können. Moussa war der Meinung, fünfundsiebzigtausend pro Zielperson seien zu viel, also hatte er versucht, den Preis auf fünfundsiebzigtausend für alle drei Morde runterzuhandeln, was, wie man einräumen musste, eine großzügige Interpretation des Begriffs Mengenrabatt darstellte. Schließlich war der Killer einfach wieder nach Hause gefahren, was Moussa in heiße Wut versetzt hatte. So kalt und berechnend Moussa war, so impulsiv und amateurhaft wirkte er zuweilen. Der Prozess sollte in fünf Tagen beginnen, also lag der Presse die Anklageschrift mittlerweile vor, weshalb die Sache in sämtlichen Medien war. Axel schätzte Moussas Chance auf einen Freispruch hoch ein, neunzig zu zehn war sein Tipp, es sei denn, Milo lieferte den Bandenchef vor Gericht doch ans Messer. Aber es gab ein Detail, von dem er wusste, dass es Moussa nervös machte: Der Drogenkönig war kein dänischer Staatsbürger, und sollte er verurteilt werden, würde das zwangsläufig zu seiner Ausweisung führen.

Moussas Anwalt Adam Dudzik, ein zwielichtiger Typ, sprach von öffentlicher Hinrichtung. Axel war auf Anwälte ohnehin nicht gut zu sprechen, aber Dudzik war eine seiner absoluten Hassfiguren, weil er sich auch privat mit Kriminellen einließ, log und vertrauliche Dokumente an seine Klienten weitergab, ihnen bei jeder Kleinigkeit riet, die Aussage zu verweigern, und nicht zuletzt weil er Axels Exfrau Cecilie an der Universität unterrichtet hatte. Jedes Mal, wenn Dudziks Name gefallen war, hatte sie in einer Art hemmungs-

loser Begeisterung von ihm gesprochen, die eifersüchtig veranlagte Männer zu dem Glauben verleiten konnte, es gäbe da etwas, das sie wissen sollten.

Er hörte, dass das Mädchen im Pelz aufstand, sah über die Schulter und begegnete ihrem Blick. Sie lächelte auf eine Art, die etwas in ihm berührte, und wie auf Knopfdruck begann er, vor sich hin zu summen, und hörte auch nicht auf, nachdem sie gegangen war. Er war es gewohnt, dass die Leute an den Narben in seinem Gesicht hängen blieben, wenn sie ihn ansahen: eine längliche von einem Messerstich auf der einen und die blassroten Brandnarben auf der anderen Seite. Normalerweise wanderte ihr Blick nur zögernd und nervös weiter zu seinen Augen.

Dann verließ er das Stefanshus und ging bis zur Kreuzung an der Nørrebrogade, wo seine Wohnung lag. Er hob die dreihundert Kronen ab, die noch auf seinem Konto waren. Schon wieder blank. Die Bank hatte ihn zu einem Gespräch eingeladen. Er war am Arsch, technisch insolvent wegen der Wohnungskrise und mit einem Bankkredit am Hals, der aufgrund der horrenden Zinsen einfach immer weiter wuchs und wuchs. Schon die letzten Monate war er in den Dispo gerutscht, und dieses Mal würde es wieder so kommen, aber normalerweise ging ihm das Geld erst gegen Ende des Monats aus. Er musste etwas dagegen unternehmen, es in den Griff kriegen oder irgendwie an mehr Geld kommen.

In der Schawarmabude ein Stück weiter die Straße hinunter bestellte er ein Dürümsandwich. Kaum hatte er ein paar Bissen verschlungen, überkam ihn die Müdigkeit. Er lehnte den Kopf gegen die Wand und starrte wie in Trance auf das fettig glänzende Papier, in das sein Essen verpackt war. Es schimmerte durchsichtig und rot vom Chiliöl, das ein abstraktes Muster aus rubinroten Tropfen bildete. Es war mit das Schönste, das er in seinem Leben gesehen hatte. Er war kurz davor einzuschlafen.

Er ging nach Hause. Zwei Tauben und eine Möwe balgten sich um eine Tüte zermatschter Hähnchenspieße, die jemand auf den Boden geworfen hatte. Kopenhagen ist eine Stadt voll mit Tauben, Möwen und Ratten, dachte er.

Im Flur stolperte er über Emmas Stoffhund Fido und das Steinchenspiel, das sie noch am Morgen auf dem Bauch liegend gespielt hatten. Sie hatte ihn haushoch geschlagen. Die Spuren seiner Tochter waren überall in der Wohnung und erinnerten ihn daran, dass es noch etwas anderes in seinem Leben gab, als sich zugrunde zu richten. Früher war an diesem Punkt der Woche nichts als Sehnsucht und kohlschwarze Traurigkeit in ihm gewesen, jetzt fühlte er sich wie befreit, befreit von seiner Tochter, erleichtert darüber, dass er sich selbst überlassen war. Vor ein paar Jahren hatten er und Cecilie ständig Streit wegen Emma und seines Lebenswandels gehabt, aber seit seine Exfrau vor neun Monaten noch ein Kind bekommen hatte, stand Axel nicht mehr so stark unter Beobachtung wie zuvor. Vermutlich hatte sie im trauten Heim mit Baby, Karriere und neuem Mann genug zu tun. Wenn sie sich über seine Selbstzerstörung auf dem Laufenden halten wollte, konnte sie ja einfach ihren Neuen fragen, schließlich war er Axels oberster Vorgesetzter.

Er ging ins letzte Zimmer der Wohnung, das zur Gormsgade hin lag, und ließ sich aufs Sofa fallen. Sie hatten das Gerüst an dem Gebäude gegenüber abgebaut. Es kam ihm vor, als würden nicht nur die Gebäude, sondern das ganze Viertel renoviert. Dachgeschosse wurden zu Wohnungen ausgebaut, Balkone angebaut, Innenhöfe und Seitenstraßen mit Efeu und Bäumen bepflanzt, als sei das Ganze ein beschissenes Freilichtmuseum. Alles sollte fein und nett werden, nur war das nicht sein Nørrebro. Für ihn war Nørrebro Niedergang, Verzweiflung, Rausch und Hilferuf, Erlösung, Gewalt und Sex.

Er sah hinüber zu dem gelben Zollhaus, wie er es fast jeden Abend tat. Es war in streng funktionalistischem Stil gehalten, im Gegensatz zu dem Haus, in dem sich seine Wohnung befand, das sich durch seine umlaufenden verschnörkelten Gesimse, die gotischen Fenster und kleinen Zinnen auszeichnete. Durch das Muster der schwarzen Äste eines Baumes hindurch konnte er die Leben beobachten, die hinter sechs rechteckigen Fenstern gelebt wurden. Hinter einer beschlagenen Scheibe saß ein Mann und arbeitete. Ein Paar hatte einen Streit. Ein Vater spielte ›Mensch ärgere dich nicht‹

mit seiner Tochter. Fünf junge Männer hockten vor der Übertragung eines Fußballspiels. Eine Frau zog sich an, offensichtlich, um auszugehen. Er genoss den Anblick ihres Körpers in Slip und BH, sah zu, wie sie Blusen und Kleider von ihren Bügeln nahm und anprobierete und die Sachen auf dem Bett ablegte, die aussortiert wurden. Ein Fenster war so dunkel wie sein Leben.

Schließlich übermannte der Schlaf sein Selbstmitleid.

Als er aufwachte, hatte sich der Himmel verdunkelt. Er ging ins Wohnzimmer und sah auf die Uhr an der Stefanskirche. Es war schon nach sieben. Er erhitzte das Haschisch, rauchte einen halben Joint und hielt inne, weil es ihn wieder schläfrig machte. Er setzte sich auf die Fensterbank des Erkers über der Nørrebrogade, von wo aus er den grauen Strichen des Regens zusah, wie sie zu Tropfen wurden und wie kochendes Wasser auf dem schimmernden Asphalt zerplatzten. Und als es nachließ: Leute, die über Pfützen hasteten, Autos, die die regenbogenfarbenen Ölfilme zerbrachen und einen Streifen schwarzer Schmiere hinter sich herzogen.

Gegen zehn ging er hinunter ins Drone und begann zu trinken. Die Gäste waren kaum älter als fünfundzwanzig, tranken Starkbier aus Flaschen, trugen Mützen und rauchten vor dem Eingang, wo sich ihre beschwingten und flüchtigen Stimmen mit dem Stampfen der Dieselmotoren der Busse und dem Geräusch weit entfernter Sirenen vermischten. Drinnen würde es dunkel sein und er seine Ruhe haben. Und im Keller durfte geraucht werden. Er stumpfte ab, alles in seinem Leben war trostlos und undurchschaubar.

Er hatte ein Starkbier getrunken und war auf der Toilette gewesen. Als er zurückkam, um seinen Platz an der Bar einzunehmen, die mitten im Raum stand, entdeckte er sie. Sie saß ihm gegenüber, rauchte und sah ihn in dem Moment an, als er sich setzte, ihre Augen riesengroß und geschminkt. Sie stand auf und ging auf die Tanzfläche, und die Art, wie sie tanzte, erinnerte ihn an irgendetwas, das er nicht zu fassen bekam, ihm aber in den ganzen Körper fuhr. Er bekam Lust auf sie. Dann war sie eine Weile verschwunden, aber ihr Pelz hing noch an einem Haken an der Bar. Auf einmal war

sie zurück, mit noch größeren Pupillen und glänzenden Augen und bewegte sich zu *Time Waits for No One* von den Stones mit einer Sinnlichkeit, als fühle jeder Muskel, jede Faser ihres Körpers pures Glück. Er konnte den Blick nicht von ihr losreißen und träumte sich zu ihr hin, sah in ihre Augen, sah den schlanken, muskulösen Rücken, die prallen Brüste, die auf ihn gerichtet schienen, die geschmeidige Taille und den festen, breiten Hintern darunter, die unendlich langen Beine. Er trank noch ein paar Bier und drei Wodka-Shots, und er spürte eine kristallene Klarheit, als gebe es nichts anderes auf der großen weiten Welt als diese schöne junge Frau auf der Tanzfläche im Keller einer dunklen und schäbigen Bar irgendwo in Nørrebro.

Etwas später nahm sie wieder ihm gegenüber an der Bar Platz. Sie tauschten Blicke, aber mehr nicht. Zwei junge Einwanderer sprachen sie an und wurden kurz darauf zudringlich, bis Axel schließlich aufstand und ihnen klarmachte, es sei besser für sie, Leine zu ziehen. Sie sahen ihn kurz an und kamen zu dem Schluss, dass er recht hatte, und er kam zu dem Schluss, dass er immer noch eine ganz bestimmte Ausstrahlung besaß, dass noch nicht alles den Bach runtergegangen war.

»Danke«, sagte sie und fuhr mit dem Zeigefinger am Rand ihres Gin-Tonic-Glases entlang. Sie sah ihn an, und ihr Lächeln war so warm, dass er tatsächlich rot wurde.

Es war lange her, dass ihm jemand für etwas gedankt hatte. Er fühlte ein kurzes Unbehagen, als in seinem Kopf Bilder seiner nicht allzu lange zurückliegenden Erfolge aufleuchteten, nur um in der Dunkelheit seines Unterbewusstseins geschreddert zu werden: Der Vizekriminalkommissar mit dem narbigen Gesicht, der den Mord am Jugendzentrum aufgeklärt und den Gerüstmann überführt hatte, war als bester Mordermittler des Landes trotz einer ausgeprägten Abneigung gegenüber der Presse Stoff für die Titelseiten gewesen. Nicht allzu lange her, und doch Lichtjahre entfernt.

Sie hatte einen schwachen Akzent.

»Wer bist du, Scarface?«

»Ich bin niemand, nur Axel Steen.«

»Du siehst traurig aus, Eks... ich kann deinen Namen nicht aussprechen«, sagte sie und sah ihn forschend an, als überlege sie, was er ihr wert war. Sie lehnte sich an ihn und flüsterte: »Ich habe etwas, das uns beide glücklich machen wird.«

Sie hatte ihn in eine der kleinen Toilettenkabinen gezogen, wo sie sich geküsst hatten. Dann hatte sie ein Briefchen, einen Hundertkronenschein und einen Handspiegel hervorgeholt, und sie hatten sich beide eine Line reingezogen. Es war das Beste, was er je erlebt hatte. Unter einem Segel aus Schnee waren sie durch die Kopenhagener Nacht geschwebt, bis sie irgendwann in seiner Wohnung landeten.

Sie tanzten im Wohnzimmer, und sie riss ein paar seiner alten Jazzplatten aus ihren Hüllen und warf sie auf den Boden. Er versuchte »Stopp, stopp« zu sagen, während er haltlos kicherte. »Die können wir gut gebrauchen«, meinte sie nur, hob eine der Platten auf – Miles Davis' *Kind of Blue* – und zog vier Lines Schnee auf das schwarze Vinyl. Er nahm sie auf dem Sofa, und sie bumste ihn mit einer zähen und frenetischen Energie, die ihm das Gefühl gab, die Nacht würde nie aufhören und das Glück kein Ende haben.

»Ich hab Geld. Ich bin Stripperin. Ich bin gut«, sagte sie, und er erinnerte sich an ihre Bewegungen auf der Tanzfläche. »Richtig gut. Viel Geld«, sagte sie und zog ein Bündel Scheine aus ihrer Tasche. Es mussten mindestens fünftausend sein. Sie kauften Zigaretten und Schnaps im Vierundzwanzig-Stunden-Kiosk, tanzten und tranken mit unerschöpflicher Energie, Leichtigkeit und Perfektion, und er fühlte sich wie ein Überirdischer.

»Nur Stripperin?«, fragte er stöhnend, während sie ihren vollkommenen Körper auf ihm zurechtlegte. »Ja, du Dummerchen, nur Stripperin.« Sie machten im Bett weiter, lange, und sein Schwanz blieb die ganze Zeit über steif. Sie wollte, dass er sich auf ihre Titten setzte, wichste und in ihren Mund abspritzte, ihr seinen Schwanz ins Gesicht schlug, während sie es sich selbst besorgte, sie flehte ihn an, aber es war zu viel für ihn, ein visueller Overload, als spiele er die Hauptrolle in seinem eigenen Pornofilm. Sie spuckte auf seinen Schwanz, sagte, er solle ganz ruhig bleiben, sich entspannen. »Ich werde mich schon um ihn kümmern.« Dann spuckte sie wieder

auf seinen Schwanz, umschloss ihn fest mit einer Hand und holte ihm einen runter, bohrte anschließend ihre Nägel in seine Eier und schob einen Finger der anderen Hand in seinen After. Sie sah ihm in die Augen, streckte die Zunge heraus und bewegte sie langsam auf und ab. Ihr Blick trieb ihn zum nächsten Höhepunkt, und er ejakulierte in ihre Haare, ihr Gesicht und zwischen ihre künstlichen Brüste, während sie lachte und sich beschwerte, sie habe Sperma in die Nase bekommen.

Ineinander verschlungen blieben sie liegen, und er sah zu, wie die Schatten der Jalousie ihren perfekten Körper in kleine Scheiben schnitten. Die kleinen Narben unter ihren Silikonbrüsten im Licht der Morgendämmerung, ihre Muschi, schön, rasiert und feucht glänzend vom Sex, die blonden Härchen auf dem weißen Arm, die ihm verrieten, dass ihr Haar gefärbt war. Sie hatte immer noch seinen Liverpoolschal mit der Aufschrift *You'll Never Walk Alone* um den Hals.

Er träumte von Schnee, der wie magisch vom Himmel fiel und sich über eine in Blut getauchte Erde legte. Die rote Erde wurde von einer dicken weißen Schicht aus Sicherheit und Ruhe bedeckt.

Das Geräusch einer Schublade, die so lautlos wie möglich zuge-drückt wurde, weckte ihn. Er schlug die Augen auf und blieb bewegungslos liegen. Sie war vor seinem Kleiderschrank in die Hocke gegangen.

»Wonach suchst du?«, fragte er.

Ein schneller Blick zu ihm hin. Sah sie aus wie jemand, der bei etwas Verbotenem erwischt worden war? Nein, es war nur seine Paranoia.

Sie schauderte.

»Mir ist kalt. Hast du ein T-Shirt?«

Er sagte ihr, wo sie eins finden konnte, und sie zog es über und kam zurück ins Bett. Es war alles andere als kalt.

Sie schliefen eine Zeit lang, liebten sich, lagen da und redeten über seinen Namen, den sie Eksäl aussprach, und sie lachten lange und jedes Mal von Neuem darüber, wenn wieder einer ihrer Versuche scheiterte.

Sie hieß Milena. Sie sei vierundzwanzig, sagte sie, aber Axel nahm an, dass sie kaum mehr als zwanzig Jahre alt war. Sie war schön auf eine zerbrechliche Weise, und am liebsten wollte er sie nur noch in seine Arme nehmen und an sich ziehen. Sie hatte ein Lachen, das in ihrem Mund förmlich explodierte, ohne Vorankündigung über ihre Lippen perlte und sich viel Zeit nahm, bevor es sie zu Atem kommen ließ. Das Kinn war ein klein wenig fliehend, die Lippen dagegen voll. Sie weckten Lust, diesen Mund zu küssen.

Als er am Nachmittag aufwachte, lag er wieder allein im Bett. Er konnte hören, dass sie im Wohnzimmer war, und ging zur Tür. Sie saß im T-Shirt auf dem Sofa, und sein Computer stand auf dem Tisch, zugeklappt, summte aber noch, als sei er eben erst benutzt worden. Er ging zu ihr, und sie stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste sein Kinn, seinen Mund. Sie roch gut, aber er schmeckte seinen eigenen nach Alkohol und Nikotin stinkenden Atem und entzog sich ihrer Umarmung.

Er putzte nackt die Zähne, nahm Tabletten, trank Wasser. Die Haut war warm vom Stoffwechselschock. Zurück ins Wohnzimmer. Sie lag mit gespreizten Beinen auf dem Sofa und drapierte eine Line Kokain auf ihrem Bauch. Machte sie ihm Frühstück? Fuck, es war einfach zu gut. Er ging zu ihr, kniete sich neben sie und leckte ihre Muschi von unten nach oben, fuhr mit der Zunge über das Spitzbärtchen am Venushügel hinauf zu ihrem Bauch, wo er sich das Kokain reinzog, als seien seine Nasenlöcher ein defekter Handstaubsauger, und die Reste von ihr ableckte. Er wollte wieder zwischen ihre Beine, aber sie packte ihn an den Haaren.

»Nicht, du hast Schnee im Gesicht, das betäubt alles. Dann kann ich nicht kommen.«

Also folgte er mit der Zunge der Loipe ihres Körpers, leckte die funkelnde Haut, schrieb mit der nassen Spitze in Blindenschrift auf ihren Bauch, erforschte die konvexen goldenen Schlösser ihrer Brüste. Es war das Schönste, wovon er je gekostet hatte. Reine Liebe.

2

»Willst du Moussa als Klienten?«

Sie lag in der Dunkelheit im ersten Stock des kleinen Reihenhauses neben Anton, dessen neun Monate altes Herz mit beunruhigend hoher Frequenz in der fieberheißen Brust schlug, und drehte und wendete den Satz, der sie heute im Büro wie ein Stromschlag getroffen hatte. Der Anruf war von einer unbekanntenen Nummer gekommen.

Er hatte es nicht schön verpackt oder aufgebauscht, nichts mit »der prestigeträchtigste Klient des Landes in einem der bedeutendsten Strafprozesse seit Jahren«, sondern war geradeheraus und unverblümt zur Sache gekommen, so wie sie ihn kannte. War das der Ausweg aus der seit neun Monaten andauernden Elternzeit, einem erniedrigenden Dasein mit langweiligen Fällen aus der untersten Schublade des Strafrechts? Und wollte sie diesen Ausweg? War sie bereit, die unterste Stufe der Kanzleihierarchie zu verlassen und sich in die gnadenlose Schlacht um hochkarätige Fälle zu werfen? Eine Schlacht, in der Männer Männer waren und Frauen versuchten, Männer zu sein, allerdings mit der Einschränkung, dass sie sich gleichzeitig um die Kinder kümmern mussten. Eine Schlacht, in der die Alphajuristen ihrem als dreiste Ironie getarnten Sexismus freien Lauf ließen, vom täglichen »Hol mir mal 'ne Tasse Kaffee, Schätzchen« bis zum Wochenendbier in ihrem Stammbistro am Freitagnachmittag, wo Pelle Demnächst-Teilhaber Poulsen sie Herrgott noch mal doch tatsächlich »die Dinkelmuschi aus Østerbro« genannt hatte, nur weil sie vor Kurzem auf die Kartoffelfelder umgezogen waren, ein gut situiertes Wohngebiet an der Ostseite des Sortedamsees.

Die Stimme am Telefon hatte sich nicht vorgestellt, aber Cecilie hatte sie sofort wiedererkannt, und das wusste er.

»Dudzik ... warum ich?«

»Willst du ihn haben?«

Er hätte genauso gut fragen können: Willst du, dass ich dich aus deinem Kleidchen schäle, auf die gleiche langsame und qualvoll

geile Art, wie ich es vor zwölf Jahren mit dir gemacht habe, aber das tat er nicht. Zum Glück. Sie musste einen klaren Kopf bewahren. Waren Kinder im Spiel, verschob das die Prioritäten. So sagte man jedenfalls. Aber man sagte so vieles, das nicht stimmte.

Wollte sie, bloss vom Mutterschaftsurlaub und den endlosen Schatten, die er auf ihre Karriere warf, Moussa als Klienten? Oder stand ihr etwas ganz anderes im Weg, nämlich ihre Beziehung mit Jens? Sie lebte mit dem Vizepolizeichef zusammen, hatte ein Kind mit dem Mann, der bei der Polizei Kopenhagen für Anklageerhebungen zuständig und in Fällen, die vor dem Amtsgericht verhandelt wurden, ihr Gegner war. Sie wusste es nicht, nahm aber an, dass die Mutterschaft der Grund für ihren Karriereknick war, und das war verflucht noch mal so ungerecht. Wie auch immer, sie würde es nie herausfinden, wenn sie keinen Fall bekam, der alles auf den Kopf stellte und sie zurück in die Position brachte, die sie vor Anton innegehabt hatte. Und das hier war so ein Fall. Big time.

Aber wollte sie Moussa haben? Und wollte sie ihn von Dudzik bekommen? Dänemarks berühmtester Gangsterboss, serviert auf dem Silbertablett von Dänemarks berühmtestem Strafverteidiger. In einer Sache, die zehn Meter gegen den Wind stank, nach Mauseheleien und Zufällen, danach, auf den Mann statt auf den Ball zu gehen, danach, dass Polizei und PET entschlossen waren, ihn einzubuchten, koste es, was es wolle. Ja, sie wollte Moussa in ihrem Portfolio haben.

Anton wimmerte zwischen rasselnden, schleimverklebten Atemzügen. Nichts Ernstes, hatte der Bereitschaftsarzt gesagt, aber sie machte sich Sorgen. Er war doch noch so klein, wie ein Samenkorn, das noch in der Erde lag und erst wachsen musste, und er war doch ihr Samenkorn.

Sie hatte Dudziks Werdegang in den letzten zwölf Jahren aus dem Augenwinkel verfolgt und war Zeugin einer wilden Achterbahnfahrt geworden. Nach seiner Zeit als externer Dozent im Fach Jura an der Universität, bekannt für die gefürchtetsten, aber auch am besten besuchten Vorlesungen im Strafrecht, saß er plötzlich für zwei Jahre als Abgeordneter der Venstre-Partei im Parlament,

wechselte dann aber Hals über Kopf zum Roten Kreuz, als man ihm den Posten des Direktors anbot. Es wunderte sie nicht, denn er war die Art Multitalent, die es überall zu etwas brachte. Drei Jahre später folgte der skandalumwitterte Abschied vom Roten Kreuz. Die Kreditkarte der Hilfsorganisation war mit üppigen Abendessen, Champagner, Hotelzimmern und noch ganz anderen Dingen belastet worden, wenn man den Gerüchten Glauben schenkte. Es wurde ein Vergleich geschlossen, und kurz darauf tauchte er als Strafverteidiger in den Medien auf.

Niemand im System hatte einen so farbenprächtigen und zweifelhaften Ruf. Kollegen zeigten ihm die kalte Schulter, und die Polizei hatte zweimal versucht, ihn wegen der Weitergabe vertraulicher Informationen an seine Klienten dranzukriegen, für die er nur selten einen Freispruch erreichte, was aber auch nicht verwunderlich war, wenn man bedachte, was sie auf dem Kerbholz hatten. Anfangs umschwirrte er Terroristen und Islamisten, dann wandte er sich den jungen Bandenmitgliedern vom Mjølnerpark zu. Zuletzt hatte er nur noch Fälle aus einem kleinen Kreis von Schwerekriminellen mit Moussa als unumstrittener Frontfigur übernommen. War er gefährlich für sie? War es ein Problem, dass sie vor zwölf Jahren eine Affäre mit ihm gehabt hatte? Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht.

»Meine Tochter ist krank. Ich will mich ein wenig zurückziehen«, hatte Dudzik gesagt.

Und das war ihr Erklärung genug, man konnte ja auch mal Glück haben, wenigstens hin und wieder. Also ja, verdammt noch mal, und ob sie aus der Dunkelheit herauswollte, in der die Mutterschaft sie gefangen hielt. Nicht zuletzt, weil sie betrogen worden war, nicht von jemand anderem, sondern wieder einmal von sich selbst. Sie hatte geglaubt, es würde helfen, noch ein Kind zu bekommen, obwohl es schon bei Emma nicht geholfen hatte, aber die hatte sie ja auch mit Axel bekommen. Und mit ihm war alles zu viel gewesen: zu heftig, zu dramatisch, zu zerstörerisch leidenschaftlich, und dann war es plötzlich zu Ende gegangen, der Vollbremsung bei 120 km/h war der Zusammenprall mit dem alles erstickenden Airbag der Schwanger- und Mutterschaft gefolgt. Sie hatte ihn ganz einfach nicht mehr ertragen

können und voll und ganz daran geglaubt, ein Kind mit Jens, ruhige und sichere Familienverhältnisse, vielleicht etwas weniger Leidenschaft, aber ein Mann, der sie auffangen konnte, der sie verstand, ihr zuhörte und ihr den Freiraum ließ, ihre Karriere weiterzuverfolgen, sei das, was sie brauchte. Aber sie hatte sich etwas vorgemacht, es half nicht, nichts hatte aufgehört, sie war nur an noch mehr wilde Pferde gekettet, Mann, Baby, Sex, Exmann, Teilzeitkind in neuer Schule, und bei alledem sollte sie auch noch akzeptieren, dass sie zurück auf Los war, was ihre Karriere anging. Jens nannte es Herausforderungen – na, schönen Dank auch, mein Liebster!

»Aber warum ich, kannst du keinen anderen finden?«, hatte sie Dudzik gefragt.

Sie hatte nicht ›Besseren‹ gesagt, obwohl sie genau das meinte.

»Nein, keinen, der so gut ist wie du ... und so hungrig«, hatte er mit seiner dunklen, trockenen Stimme gesagt.

Antons Atemzüge klangen noch immer verschleimt, waren aber stabiler geworden, und es schien, als sei er dabei, in einen tiefen Schlaf zu fallen. Sie versuchte, sich anders hinzulegen, ohne Krach zu machen, und klemmte versehentlich eine Brust unter dem Arm ein. Herrgott noch mal, ihr Busen fühlte sich so fremd an. Er war dabei, der Schwerkraft nachzugeben und zu etwas zu werden, woran sie gar nicht erst denken wollte. Aber wenn sie es doch tat, sah sie Pelles Siegerlächeln und hätte am liebsten jedes Mal vor Wut geschrien. Zuerst hatte Emma ein halbes Jahr lang an ihrer Brust gesaugt, dann Anton sieben Monate, zwei gesunde Kinder, die ihr die Form genommen hatten, auf die sie früher so stolz gewesen war. Die Brustwarzen waren flacher und größer geworden, und sie musste einen BH tragen. Manchmal fühlte es sich an, als würden ihre Brüste zusammengefaltet und in die Körbchen gelegt. Früher hatte sie nur zwei Streifen Kinesiotape über ihre Brustwarzen geklebt, damit sie unter der Bluse nicht sichtbar waren. Tja, früher.

»Wo ist das Problem?«, hatte Jens gefragt. »Du hast ...«, viel zu lange Pause, es fiel ihm schwer, es zu sagen, »den schönsten Busen der Welt.«

Das Problem war, dass sie so fix und fertig war, sich ausgebootet

vorkam, verloren, dass sie an allem zweifelte. Besonders daran, dass sie überhaupt zu ihrem alten Ich zurückfinden konnte. Es gab andere und weit größere Probleme in ihrem Leben als Brüste, die sich der Schwerkraft überließen.

Das erste und drängendste Problem bestand darin, dass sie nach unten ins Wohnzimmer gehen und mit ihm sprechen musste, sobald Anton eingeschlafen war. Das war er inzwischen, sie konnte sich nur einfach nicht aufraffen. Aber Dudzik wollte morgen Vormittag eine Antwort, sein Klient bestehe darauf. Und sie musste es mit Jens besprechen, auch wenn sie nicht vorhatte, sich ihm zu fügen, sollte er dagegen sein, dass sie den Fall übernahm.

Sie streckte sich und schlich auf Strümpfen zur Tür und die Treppe hinunter. Jens saß an seinem Laptop und war im nächsten Moment bei ihr, lautlos und mit freudigen Augen. Flüsternd fragte er, wie es Anton gehe. Sie legte die Arme um ihn, und er küsste sie auf die Stirn.

»Wir müssen etwas besprechen, Jens. Man hat mir einen Fall angeboten, Moussa ...«

Sie sah, wie sich sein Gesichtsausdruck mit den Worten veränderte: Grenzenlose Zärtlichkeit und Zuvorkommenheit gingen in verwundertes Zuhören über und erstarrten in einem Lächeln, das einen Hauch von Ironie annahm, bevor es sich in einen trotzigsten Schmolmund verwandelte, der wiederum zu bemüht neutraler Sachlichkeit mutierte, die schließlich von den Falten auf der Stirn dementiert wurde.

»Das ist keine gute Idee, Cecilie.«

»Das ist meine Chance, Jens«, unterbrach sie ihn, denn sie wusste, dass er zu einer langen methodischen Analyse ansetzte. Und sie kannte deren Schlussfolgerung.

»Und zwar aus mehreren Gründen. Mit einem Mann wie Dudzik solltest du dich nicht einlassen, sein Ruf ist mehr als nur ramponiert, glaub mir bitte, auch wenn ich nicht mehr sagen kann. Außerdem gibt es nicht unerhebliche Interessenskonflikte. Ich bin für die Anklageerhebung verantwortlich und damit quasi dein direkter Gegner vor Gericht.«

Sie spürte, dass noch sehr viel mehr kommen würde, aber schon jetzt stieg rot glühende Wut über leere Versprechen und Enttäuschung darüber, im Stich gelassen zu werden, in ihr auf.

»Wir haben doch darüber gesprochen, Jens. Wenn es ein Problem ist, dass du für Anklageerhebungen verantwortlich bist, dann bin ich als Strafverteidigerin fertig, zumindest in Kopenhagen. Du hast mir versprochen, dass mich das nicht einschränken wird.«

»Das ist ja nicht das einzige Problem. Dein Exmann hat in der Sache ermittelt. Und wenn du verlierst, wird es heißen, dass du dich nicht richtig reingehängt hast, weil du mit mir zusammen bist.«

»Und wenn ich gewinne, wird es heißen, du hast mir geholfen. Geht es nicht viel mehr darum?«

»Nein, ich kenne den Fall. Du willst ihn nicht haben. Du wirst ihn nicht gewinnen. Und ich könnte dir übrigens auch nichts geben, das nützlich für dich wäre. Die Sache ist fertig verpackt und klar, und Moussa wird in den Bau wandern.«

»Da habe ich einen anderen Eindruck.«

»Cecilie, das ist eine schlechte Idee, für uns beide.«

»Geht es bei dieser ganzen Sache nicht in Wahrheit um dich? Darum, dass dir ein Zacken aus der Krone fallen könnte, wenn die Sache läuft und sich zeigt, dass es ein Fiasko für euch wird? Und dass es besonders demütigend für dich wäre, wenn ich gewinne, die Frau, mit der du zusammenlebst?« Sie holte nicht Luft, sondern redete einfach weiter, um zu verhindern, dass er sie unterbrach. »Für mich ist das keine schlechte Idee, Jens. Für mich ist das ein Ticket aus der Hölle. Wenn du wüsstest, wie schwer es für mich ist zurückzukommen, dann würden wir diese Diskussion überhaupt nicht führen, dann würdest du dich für mich freuen und mir gratulieren, dass ich einen Fall bekommen habe, der mich wieder auf den richtigen Kurs bringt.«

»Es kommen andere Fälle, Cecilie. Das hier ist unklug, und ich bin sicher, morgen früh siehst du das genauso. Wir sind beide müde.«

»So ein scheinheiliger, selbstgefälliger Scheiß, Jens. Es ist mir ernst, und ich kann nicht bis morgen warten, morgen früh wollen

sie eine Antwort, und du bist den ganzen Tag weg, wir müssen das jetzt entscheiden. Ich bin keine Hausfrau, die dir an der Heimatfront den Rücken freihält, während du Karriere machst. Das war nicht abgemacht.«

»Das sage ich ja auch nicht. Ich sage nur, dass es zu Interessenskonflikten kommen kann. Warum will Moussa ausgerechnet dich haben? Warum bietet Dudzik dir den Fall an?«

»Warum sollte er ihn mir nicht anbieten?«

»Schatz, ich versuche nur zu sagen ...«

»Mir ist schon klar, was du zu sagen versuchst. Du stehst da und sagst, dass irgendetwas dahinterstecken muss, denn sonst ergibt es keinen Sinn, bei so einem Fall eine übergewichtige Mutter mit zwei Kindern ranzulassen.«

»Nein, was ich sagen will, ist, dass es andere als fachliche Gründe geben kann, ausgerechnet dich zu fragen. Das können wir jedenfalls nicht ausschließen.«

»Und was für Gründe sollen das sein, ganz konkret?«, fragte sie.

»Vielleicht stehen sie unter Druck und suchen nach einer Möglichkeit, eine Vertagung zu erreichen. Was ist, wenn sie plötzlich selbst Interessenskonflikte ins Spiel bringen, was zur Folge haben könnte, dass du von deinem Mandat entbunden und die Verhandlung vertagt wird? Ich sage jetzt etwas, was ich nicht sagen dürfte, aber was ist, wenn es zu Dudziks Taktik gehört, wenn sie Zeit brauchen, weil sie die Zeugen beeinflussen, sie einschüchtern oder unter Druck setzen wollen?«

Sie dachte über das nach, was er gesagt hatte. Versuchte, ihre Wut im Zaum zu halten. Sie würden nicht herkommen können und behaupten, sie hätten nicht gewusst, dass sie mit Jens zusammenlebte. Dagegen konnte sie sich absichern.

»Cecilie, Dudzik ist das reine Gift. Ein paarmal wurde gegen ihn ermittelt. Und dann ist da ja auch noch Axel. Was glaubst du, wie er das finden wird, wenn seine Exfrau den Fall übernimmt und vor Gericht versucht, seine Ermittlungen zu zerpfücken?«

Das wäre ihm wahrscheinlich scheißegal, dachte sie.

»Lass gefälligst Axel aus dem Spiel, das ist unfair. Du redest mit

mir, als wäre ich eine Anfängerin. Der Einzige, für den es eng werden könnte, bist du, nämlich dann, wenn du in Verdacht gerätst, mir geholfen, mir Informationen gegeben zu haben. Aber das wird ja niemals passieren, Jens.«

»Ich habe meine Vorbehalte geäußert, Cecilie, mehr kann ich nicht tun. Aber ich meine nach wie vor, dass es eine extrem schlechte Idee ist.«

Sie ging zum Kühlschrank, der nach sauren Zitronen roch, und fand zwei mit weißen und grünen Schimmelflecken auf der Schale ganz hinten im untersten Regal. Hatte sie ihm in drei Teufels Namen nicht schon hundertmal gesagt, dass Zitronen nicht in den Kühlschrank gehörten? Eine halb volle Flasche Chablis stand in der Tür. Sie nahm sie und ging zum Sofa, setzte sich und spürte die Erschöpfung. Dann überlegte sie es sich anders, griff die Flasche und ein Weinglas und ging in den Flur, wo sie eine Packung Zigaretten aus ihrer Tasche fischte. In dem mikroskopisch kleinen Garten hinter ihrem Haus setzte sie sich an den abgewetzten hellgrünen Gartentisch, das Einzige, was sie aus dem Haus ihres Vaters mitgenommen hatte, nachdem er sich vor fünfzehn Jahren totgesoffen hatte. Sie hatte den Tisch überallhin mitgenommen, wo sie gewohnt hatte, auch in die Küche der Zweizimmerwohnung in Nørrebro, als sie anfing, Jura zu studieren, und Dudzik begegnete. Es war nicht logisch, aber ihr war es wichtig. Niemand würde über sie bestimmen, weder ihre Mutter, die sie wieder und wieder bei ihm gelassen hatte, während er ihre Kindheit und ihre Jugend versoff, noch ihr Vater, auf den sie sich nie hatte verlassen können, der sich aber stets darauf verließ, dass man ihn rettete. Sie konnte sich nur auf sich selbst verlassen. Und jetzt Jens. Oder etwa nicht? War sie ungerecht? Ja, vielleicht, er war gut, gut zu ihr, gut zu den Kindern, er hatte Emma aufgenommen. Nein, war sie nicht, sie fühlte sich wie eingemauert, und eine ohnmächtige Wut packte sie. Das hier war ein Ausweg.

Sie zündete sich eine Zigarette an, obwohl sie wusste, dass Jens es missbilligte, aber sie wusste auch, dass er niemals zu ihr nach draußen kommen und etwas sagen würde, weil der Garten so hellhörig war, dass die Nachbarn jedes Wort verstehen konnten, wenn

sie nur ein Fenster gekippt hatten. Der Wind fuhr in kühlen Böen über die Reihenhausidylle. Hier konnte sie in Ruhe über das zweite Problem nachdenken, den blinden Passagier in ihrer Beziehung mit Jens. Auch das konnte er nicht für sie lösen. Es saß in ihr, nagte an ihr und bahnte sich seinen Weg aus ihrer Seele heraus und von der Hypophyse zu ihrer Vagina, oder wo zur Hölle ihre Begierde saß, ihre Lust auf etwas anderes, etwas Größeres.

3

Samstag und Sonntag

Der Samstag ging vorüber, ohne dass Axel es bemerkte. Der Herbst trug einen Schuss Indian Summer in sich, und nach wochenlangem Regenwetter wirkte die Sonne nahezu obszön, und die Leute kamen sich vor, als seien sie irgendwo am Mittelmeer. Milena und er nahmen einen Brunch in einem Café in der Stefansgade zu sich, danach fuhr sie nach Hause, zog sich um und holte ihn per Taxi ab. Unter dem verwaschenen Blau des Himmels fuhren sie raus zum Bakken. Sie trug ein eng anliegendes Baumwollkleid, Pumps mit hohen Absätzen und Knöchelriemchen, knallrote Lippen, er Jeans und ein weißes Hemd. In der Scheibe eines vorbeifahrenden Wagens sah er ihr Spiegelbild aufblitzen und fühlte sich glücklich. Die Saison war schon längst zu Ende, und sie schlenderten durch den verlassenen Vergnügungspark, der für Axel noch immer vom Sommer widerhallte, dem Kreischen auf den Achterbahnen, dem schneidenden Bimmeln der Fahrgeschäfte, den jubelnden Kinderstimmen, dem Rufen der Budenbesitzer und dem permanenten elektronischen Geklingel aus den Spielhallen. Eine Geisterstadt, umgeben von den herbstlichen Farben des Tiergartens, Unheil verkündend und verstörend. Auf einer Bank vorm Bakkens Hvile versuchte er, eine Hand in ihren leopardengemusterten Slip zu bekommen, und

ärgerte sich darüber, dass er ihr keinen Teddy schießen konnte. Sie gingen weiter, aßen im Peter Liep's zu Mittag und tranken reichlich Bier und Schnaps dazu. Sie verschwanden in den Tiergarten und rauchten einen Joint, glotzten auf Rot- und Dammwild, und sie versuchte, ihm einen zu blasen, aber er war trotz des Stoffs, den sie eingeworfen hatten, zu gehemmt. Am Bellevue-Strand schwammen sie nackt und fuhren dann zurück in die Nørrebrogade und schliefen miteinander. Irgendwann durchwühlte sie seinen Kleiderschrank und steckte ihn in Anzug und Krawatte, und sie machten sich auf in eine Bar an der Store Kongensgade, in einen Klub mit harten Houserhythmen. Dort tranken und rauchten sie und nahmen mehr Kokain und tanzten in einem Glücksrausch, bis Abend und Nacht verglüht waren.

Sie schliefen bis zum Mittag, unruhig und fieberhaft. Einmal wachte er auf und bumste sie durch, noch immer benebelt von Alkohol und Drogen. Seine Geilheit war nachtschwarz, und er war nichts als Schwanz. Er nahm sie von hinten, kam schnell und versank genauso schnell wieder in der Dunkelheit des Schlafs. Zweimal registrierte er, dass sie eine längere Weile nicht neben ihm lag. Beim zweiten Mal stand er taumelnd auf und schlich ihr nach. Sie saß in Emmas Zimmer im Schneidersitz auf dem dicken Teppich und betrachtete mit Tränen in den Augen eine Armada aus Raumschiffen, die Emma aus »Star Wars«-Lego gebaut hatte, und strich mit den Fingerspitzen darüber.

Später stand er auf und nahm ein Bad. Als er wieder ins Schlafzimmer kam, lag sie im Bett und sah ihn mit einem Blick an, den er nicht deuten konnte. Sie war tausend Kilometer weg. Dann stand sie auf, und er betrachtete ihren Körper. Warum bist du hier?, hätte er sie beinahe gefragt, entschied sich aber, es zu genießen, solange es dauerte.

»Möchtest du was essen?«

»Ja, gerne.«

Noch fühlte er sich gut, wusste aber, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis der Trip voll und ganz verdampfte und ihn ein Bulldozer aus Katzenjammer und Entzug unter die Bodendielen pflü-

gen würde. Er zog sich an, legte laute Musik auf und holte Essen im Mai Pen in der Gormsgade. Er kam zurück durch den Regen, der wie schwereloses Silber über dem Hinterhof hing, und nahm die Hintertreppe. Er lauschte an der Tür. Keine Musik. Nichts war zu hören, als er vorsichtig den Schlüssel ins Schlüsselloch schob und lautlos eintrat. Sie war weder im Wohnzimmer noch im Schlafzimmer. Es gab kein Arbeitszimmer, aber immerhin ein Gästezimmer, in dem ein Schreibtisch stand, auf dem zu drei Stapeln sortierte Akten über Fälle lagen, die er nie hatte vergessen können. Sie stand mit dem Rücken zu ihm und blätterte in den Akten. Ihm war klar, dass sie dort nicht finden würde, wonach sie suchte.

Er ging zurück zur Hintertür, öffnete sie, rief »Hey« und warf sie hinter sich zu. Es war ihm gleichgültig. Er war glücklich.

Sie zogen ein paar Lines und aßen heißes, scharfes Tom Yam Gai, Frühlingsrollen, Fischfrikadellen, gebackene Garnelen, und er sah sie an – die Aufrichtigkeit ihrer Augen, den schönen Mund, hörte das explosive Lachen, an das er sein Herz verloren hatte, und fragte sich, ob wirklich alles ein Fake war, während er sie über ihr Leben ausfragte. Sie war vor drei Jahren mit ihrem Freund aus Polen nach Kopenhagen gekommen. Der Freund saß ein, wegen Drogen. Sie hatte einen Job als Stripperin in einem Klub in Vesterbro bekommen. Wollte Ärztin werden und war auch wirklich an der medizinischen Fakultät eingeschrieben, konnte aber Zeit, Geld, Job und Studium nicht in einem Leben unterbringen. Also hatten die Stange und das Koks bis auf Weiteres gewonnen. Es gab keine Familie, keinen Freund, nur sie und ein paar Zufälligkeiten und Kopenhagen 2009. Und jetzt war sie hier. Sie war sein. Oder träumte er nur?

Er sagte ihr, sie solle aufstehen. Sie trug nichts als das T-Shirt, er war wütend und geil, ihr Hintern prall und schön. Einen paranoiden Augenblick lang fragte er sich, ob sie hier war, um ihn umzubringen, und drückte dabei ihren Oberkörper auf den Esstisch. Nein, dann hätte sie es längst getan. Sie war Stripperin, keine Auftragsmörderin. Klar, sie war auf ihn angesetzt, aber sie war kein Profi. Er spuckte in seine Hand und rieb den Speichel über seinen Schwanz, stieß ihn in die Öffnung, die nie feucht wurde. Spürte,

wie sie sich verkrampfte, sich wehrte. Er legte seine Hände auf die künstlichen Wölbungen ihrer Silikonbrüste – das Gefühl in den Handflächen hatte er noch nie leiden können – und kniff ihr in die Brustwarzen. Der Gedanke, dass sie nicht seinetwegen, sondern aus einem ganz anderen Grund hier war, machte ihn rasend. Sie keuchte, gab einen flehenden Laut von sich, als er sich weiter in sie hineinpresste und ihr Muskel nachgab. Er würde darauf wetten, dass sie auch sein Handy gecheckt hatte, als er heute Vormittag im Koma gelegen hatte. Sie machte nicht mit, als er ganz in sie eindrang. Es war sein Recht. Sie ließ es über sich ergehen, genoss es aber nicht. Und in diesem Moment war er sich sicher. Und er war sicher, dass sie wusste, dass er es wusste. Ihr Blick verriet es, verbissen, verletzt, brennend und stolz zugleich. Oder gaukelte ihm der schneeweiße Kokainrausch etwas vor?

Hinterher ging sie auf die Toilette, und er nutzte die Gelegenheit, ihre Tasche unter die Lupe zu nehmen, obwohl er sich eigentlich erst mal den Schwanz hätte waschen sollen, aber das musste warten. Es war eine leichte Ledertasche. Er kippte sie über dem Sofa aus und scannte den Inhalt: Haarbürste, zuckerfreier Kaugummi, ein blauer Tampon, ein Handspiegel, ein Schminktäschchen mit Eyeliner und Mascara darin, Schlüssel, Feuerzeug, eine rote Schachtel Marlboro, Elisabeth Arden Eight Hour Cream, Haarnadeln, zwei Tütchen Kokain, er nahm eins weg, Nagelfeile, knallroter Yves-Saint-Laurent-Lippenstift, Lipgloss, schwarzer Nagellack, ein iPhone, das er sich später ansehen musste, falls es ein Später gab, eine Taxiquittung und ein Mulberry-Portemonnaie, in dem er jede Menge Kassenbons samt ein paar Rezepten fand, eine Krankenversicherungskarte, die verriet, dass sie Milena Jensen hieß, 1988 geboren war und in der Absalongade in Vesterbro wohnte, sowie zwei Fotos von einem drei-, vielleicht vierjährigen Jungen. Also war sie einundzwanzig Jahre alt. Keine Kontokarte, was ungewöhnlich war. Entweder hatte sie ihr Geld im Ausland oder lebte nach dem Motto ›Nur Bares ist Wahres‹. Soweit Axel wusste, taten das nur Leute über achtzig, Prostituierte und Kriminelle.

Er hörte die Toilettenspülung, warf alles wieder in die Tasche und

betrat gleichzeitig mit ihr das Wohnzimmer. Sie ging ins Schlafzimmer, zog den Slip an und ihr Kleid über den Kopf, und im Tageslicht konnte er sehen, wie sich der Baumwollstoff entfaltete.

Er ging ins Badezimmer und wusch sich den Schwanz. Als er zurückkam, stand sie mit dem Handspiegel am Fenster und zog den Eyeliner nach. Sie reagierte nicht auf seine Anwesenheit.

»Und?«, sagte er. »Sehe ich dich wieder?«

Er merkte, wie sich die Gewichte zwischen ihnen verschoben, und wurde unsicher, aber er wollte sie, unbedingt, wollte, dass es weiterging, ganz egal, aus welchem verflochtenen Grund sie auch immer in seinem Bett gelandet sein mochte. Er brauchte nicht mehr als das, was sie erlebt hatten. Aber genau davon brauchte er mehr.

Ein Nagel kratzte an einem kleinen Klumpen Mascara, der sich an die fein geformte Nase verirrt hatte.

»Vielleicht. Wer weiß.«

Das bedeutete nein.

»Was hast du jetzt vor?«

»Ich treffe mich mit einer Freundin, wir sind schon lange verabredet.«

Sie gab ihm ihre Handynummer. Er legte ihr die Hand auf die Schulter und suchte ihre Augen, in der Hoffnung, etwas zu entdecken, irgendetwas, das ihr Gehen aufschieben würde.

»Erinnerst du dich an letzte Nacht?«, fragte sie mit ernster Stimme und konzentriertem Blick, der ihn nicht losließ.

»Ja«, sagte er zögernd.

»Du hast gesagt, du würdest alles für mich tun, ganz egal, was. Erinnerst du dich daran?«

»Ja«, log er.

»Hast du das nur gesagt, weil du high warst?«

»Nein«, log er wieder.

»Du hast gesagt ›ganz egal, was‹. Was bedeutet das?«

»Das bedeutet, dass es keine Bedingungen gibt.«

»Keine Bedingungen«, wiederholte sie und ließ die Worte in der Luft hängen, als brauche sie Zeit, um ihre Tragweite zu erfassen. »Das ist so eine Art Joker, oder? Wie heißt diese Radiosendung

noch mal ... ›Reißleine? Wenn ich in der Scheiße sitze, dann kann ich zu dir kommen, und du hilfst mir?«

»Ja, es sei denn, es schadet jemandem, der es nicht verdient.«

»Das ist gut. Du bist gut, oder?«

Er hatte keine Ahnung, was er antworten sollte.

Sie trug Lippenstift auf und warf ihn in die Tasche.

»Dann sehen wir uns wieder.«

»Wann?«

Die Tür fiel zu, sie war weg und er alleine mit den stärker werdenden Nachwehen des Trips. Müdigkeit summte in seinem Körper, zusammen mit einer stillen Freude über die letzten Stunden, die sie zusammen erlebt hatten. Leicht, prickelnd, wirklichkeitsfern auf eine Weise, die nach Verlängerung schrie, und dazu brauchte es einen Schuss, und zwar bald.

4

Samstag

Etwas veranlasste Cecilie stehen zu bleiben, als sie um die Ecke am Gråbrødretorv bog. Die Sonne stand hoch am Himmel, kein Wind, fast zwanzig Grad. Es war Ende September und ein wahn-sinnig schöner Tag, völlig fehl am Platze, wenn man den Kalender zurate zog. Genauso deplatziert fühlte sie sich, in ihrem Leben und bei dem, worauf sie sich gerade einließ. Das Gefühl hatte sich in dem Moment eingestellt, als Antons Weinen sie heute Morgen um sechs geweckt hatte. Von dem Lärm war Emma aufgewacht, und schon hatte sie alle Hände voll zu tun gehabt. Jens musste zur Konferenz der Polizeichefs nach Odense, und sie hatten keine Gelegenheit mehr gehabt, miteinander zu reden. Sie war hin- und hergerissen, sie wollte ja, dass es gut mit ihnen lief, und er war entschieden dagegen, dass sie den Fall übernahm. Aber sie durfte seinem Druck

nicht nachgeben, und jetzt hatte sie ein schlechtes Gewissen. Sie hatte Dudzik angerufen, und er hatte sie für den Nachmittag in sein Büro bestellt, damit sie unterschreiben und die Akten zu ihrem neuen Fall übernehmen konnte.

»Es ist wichtig für meinen Klienten, dass du schnell arbeitest. Der Prozess beginnt in vier Tagen. Und er steht unter Druck. Er will dich gerne treffen, am Montag.«

Seine Stimme war dunkel, auf die warme und gebieterische Art, an die sie sich noch gut erinnerte und die sie anfangs fasziniert und später Brechreiz bei ihr hervorgerufen hatte.

Das Timing war katastrophal: Anton hatte Fieber, und für Emma war sie so gut wie gar nicht da gewesen. Nach den letzten Tagen bei Axel wirkte das Mädchen niedergeschlagen und ging nicht auf die Toilette. Cecilie hatte ihn angerufen, in der Hoffnung, er könne sich ein paar Stunden um Emma kümmern. Nicht, dass sie ihm mit derlei Bitten die Tür eingerannt hätte, tatsächlich hatten sie so gut wie keinen Kontakt, aber sie hatte einfach so verdammt viel um die Ohren. Er hatte nicht auf ihre Anrufe geantwortet. Also musste wieder mal ihre Mutter herhalten, die immer einsprang, als wolle sie die Schulden für die Sünden der Kindheit abtragen. Ein stechendes Unbehagen beschlich Cecilie, aber es ging nicht anders.

Sie überlegte, ob sie Dudziks Angebot ablehnen und umkehren sollte. Zurück zu ihren Kindern gehen, ihre Mutter nach Hause schicken, für ihre Familie da sein und sich damit abfinden, dass der Montag wieder nur einen Stapel banaler Strafverfahren und, wenn sie Glück hatte, die Zuarbeiten zu ein, zwei der großen Fälle bereithielt, die Pelle oder eins der anderen Arschlöcher, die keine Kinder in die Welt setzen konnten, vor Gericht vertreten würden.

Sie sah über den Platz. Überall saßen Leute und aßen zu Mittag. Sie betrachtete die Fassaden der Häuser, den alten holländischen Baustil, sah hinauf zu den Kronen der Bäume, die in der Mitte des Platzes standen, zu den fast blattlosen dunklen Ästen, die ein Gitter vor dem hellen Himmel bildeten. Ihr Blick glitt am Stamm eines Baumes hinunter bis zu der Bank, die ihn umgab und auf der ein Mann in einem Durcheinander aus Plastiktüten voller Flaschen

und Abfall saß. Ein leichtes Ziehen im Magen meldete sich, als sie ihn erkannte: ein Roma, den sie in einer Strafsache vertreten hatte, Ladendiebstahl, kurz bevor sie in Mutterschaftsurlaub gegangen war.

Schwalben jagten durch die Luft, und der Himmel war unwirklich blau. Alles strahlte Unbekümmertheit aus, begleitet vom samstäglichen Klangteppich aus klirrenden Gläsern und klapperndem Besteck – ausgenommen der Romabettler, dessen Gesicht von Blutergüssen und blutigen Krusten entstellt war.

Sie ging zu ihm. Sie erinnerte sich noch genau an den Fall und an seinen Namen. Er war dreiunddreißig Jahre alt, sah aber aus wie sechzig.

Er sah zu ihr auf und streckte die Hand aus.

»Gudada«, sagte sie. Laut seinen Papieren hieß er Georg, aber er hatte ihr erklärt, sein Romaname sei Gudada. »Erinnern Sie sich an mich? Was ist passiert?«

Sie nahm seine Hand, die ebenfalls von Kratzern und Schrammen übersät war, an einigen Stellen klebte noch frisches Blut. Er blickte sie mit blutunterlaufenen Augen an, zog seine Hand zurück und streckte sie mit der Handfläche nach oben wieder aus.

»Sind Sie behandelt worden? Wann ist das passiert? Sollten Sie damit nicht besser ins Krankenhaus?«

Noch einmal streckte er ihr die Hand entgegen, und wieder nahm sie sie. Erneut zog er sie zurück, murmelte etwas, das sie nicht verstehen konnte, und bewegte die Hand in einer bettelnden Geste auf und ab. Erst jetzt begriff sie, dass er keinen Kontakt, sondern Geld wollte.

Sie kramte einen Hundertkronenschein aus ihrer Tasche und gab ihn ihm. Dann ging sie ein paar Schritte von ihm weg, wählte 112 und sah sich um. Mitten in Kopenhagen, und den Leuten war es scheißegal. Das Stimmengewirr an den Hunderten von Tischen schmolz zu einem Gletscher zusammen, der sich über sie schob, Flaschen, die knirschend in blecherne Kübel voll Eiswürfel gedrückt, Teller, die klirrend auf Tische gestellt wurden. Foie gras, Hummersuppe, Fassbier, Überfluss, es kam ihr vor, als müsse sie ersticken.

»Notrufzentrale. Was kann ich für Sie tun?«

»Sie sprechen mit Cecilie Lind. Ich stehe am Gråbrødretorv in Kopenhagen. Hier sitzt ein Mann mit übel zugerichtetem Gesicht auf einer Bank mitten auf dem Platz. Er braucht ärztliche Hilfe. Er heißt Georg Gudada Schimkowich, ist dreiunddreißig Jahre alt, Roma und allem Anschein nach zusammengeschlagen worden.«

»Sind Sie mit dem Geschädigten bekannt?«

»Ja. Hören Sie, ich bin auf dem Weg zu einer Besprechung. Schicken Sie einen Krankenwagen, damit er ...«

»Ich muss Sie bitten, vor Ort zu bleiben.«

»Jetzt hören Sie bitte zu, was ich Ihnen sage. Ich weiß, dass ihr das hier auf Band aufnehmt. Ich bin Anwältin, und ich werde der Sache nachgehen, wenn ihr nicht sofort einen Krankenwagen schickt. Ich habe keine Zeit, hier zu warten. In zwei Stunden bin ich wieder telefonisch erreichbar, sollte es erforderlich sein. Ich lege jetzt auf.«

Sie sah auf die Uhr, es war fünf nach zwei. Sie ging wieder zu Gudada, beugte sich zu ihm hinunter und versuchte, Blickkontakt aufzunehmen. Er stank nach Kot und Blut und Alkohol.

»Gudada, hören Sie? Sie bleiben jetzt hier sitzen. Gleich kommt ein Krankenwagen, they are sending a doctor to treat you, an ambulance. You must stay here.«

Er hielt ihr wieder die Bettlerhand hin und sagte: »No doctor, Miss, no doctor, just money.«

Sie gab auf und drehte sich um. Ihr war, als habe ihr jemand die Haut abgezogen.

Sie blieb vor dem Gebäude auf der Seite zur Kejsergade stehen, schloss die Augen und atmete fünfmal tief durch. Über der Sprechanlage hing ein goldenes Schild mit Dudziks Namen darauf, das größte der Namensschilder am Hauseingang. Selbstverständlich. Sie war okay, es war nicht das bevorstehende Treffen, das ihr zu schaffen machte, es war Gudadas Elend, das ihr Bewusstsein registriert hatte, noch bevor ihr Verstand es in Worte hatte fassen können. Und ihr Bewusstsein arbeitete momentan ungefiltert. Sie drückte auf den Knopf.